Aus der katholiſchen Welt

Von Friedrich Ritter v. Lama.

Die vom kommuniſtiſchen Sowjettum betriebene und verſuchte gewaltſame Ausrottung jeglichen Gottesglaubens und in Verbindung damit die Beſeitigung aller chriſtlichen Moralgrundſätze hat ſich bisher unter allgemeiner Teilnahmsloſigkeit ſelbſt ſogenannter chriſtlicher Regierungen hemmungslos austoben können; alle wollten Geſchäfte mit den Bolſchewiken machen, und ſo drückten ſie beide Augen zu dieſer unentwegt betriebenen Verfolgung alles Chriſtlichen, alles Religiöſen zu. Nun iſt plötzlich Bewegung in die bisher ſo unheimliche Stille gekommen: Der Papſt hat geſprochen. In einem ſofort veröffentlichten Schreiben an ſeinen Kardinalvikar weiſt er auf „die entſetzlichen, ſakrilegiſchen Verbrechen hin, die ſich jeden Tag gegen Gott und gegen die Seelen in Rußland wiederholen und vermehren". Er erinnert daran, wie ſeine Bemühungen, auf der Konferenz von Genua, Zuſicherung der Gewiſſensfreiheit, Freiheit des Gottesdienſtes und Anerkennung des kirchlichen Eigentumsrechtes von Rußland zu erlangen, daran ſcheiterte, daß die vertretenen Mächte nur Sinn für ihre eigenen Wirtſchaftsintereſſen hatten. Er erinnert an die päpſtliche Hilfsaktion für die Hungernden in Rußland und weiſt dann auf die ſakrilegiſche Grauſamkeit hin, mit der „Unſere teuerſten Kinder, Prieſter und katholiſche Ordensfrauen, darunter auch die Biſchöfe Sloſkan und Friſon und der Exarch Fiodorow deportiert und zu Zwangsarbeit verurteilt wurden" und noch ſind. Er weiſt darauf hin, wie das ruſſiſche Syſtem ſich im Verderben der Jugend auswirkt; man wolle Gott und die Religion treffen, führe aber nur den Ruin der geiſtigen Fähigkeiten und der Menſchennatur herbei. Er ſchildert dann die bisherigen Bemühungen um übernatürliche Hilfe, aber auch die öffentliche Schändung und Beſudelung des Gottesglaubens und der chriſtlichen Kirchen, beſonders an Weihnachten unmittelbar unter den Augen einer untätig zuſehenden Diplomatie. Außerſtande, andere Hilfe zu bringen, werde daher der Heilige Vater am Feſt des heiligen Joſeph in der Peterskirche einen Sühnegottesdienſt abhalten und ſich an die Rußland beſonders naheſtehenden Heiligen um ihre Fürbitte wenden, und er hoffe, daß ſich die ganze chriſtliche Welt anſchließen werde. — Wir ſtehen hier ſichtlich vor dem Beginn einer großen geiſtlichen Weltoffenſive gegen den Bolſchewismus und ſein gottesläſterliches Treiben. Auch Kardinal Faulhaber hat in ſeiner Predigt zum Krönungsfeſte des Heiligen Vaters auf den bolſchewiſtiſchen Vernichtungsfeldzug gegen Gott, Religion und Kirche hingewieſen, auf die Verſuche, auch das deutſche Volk bolſchewiſtiſch zu verſeuchen und dabei offen gefragt: „Iſt uns durch die wirtſchaftlichen und diplomatiſchen Beziehungen zu Rußland der Mund geſchloſſen? Deutſches Volk, verkaufe deine Seele und deine Ehre nicht um eine ruſſiſche Kupfergrube! Sage niemand: Das iſt Politik! Das iſt nicht Politik, ſondern Evangelium! Gleichnis vom Unkraut im Weizenacker! Wenn die Feinde Gottes wachen und in der Nacht Unkraut unter den Weizen ſäen, dürfen die Freunde Gottes nicht ſchlafen. Wenn die Agenten von Moskau die Länder durchreiſen und ſoviel vom ruſſiſchen Paradies erzählen, dürfen die Männer der religiös-ſittlichen Ordnung nicht ſchweigen!" Ganz dieſelbe Mahnung richtete Kardinal Bertram an die Seinen und ordnete öffentliche Gebete um Befreiung der ruſſiſchen Völker aus den Banden der Gottloſigkeit an.

Das erſte Echo aus Moskau auf das Wort des Heiligen Vaters iſt ſchon da. Man erwidert, „es ſei bei ſolcher Stellungnahme des Vatikans unmöglich, an eine Wiederaufnahme der diplomatiſchen Beziehungen zu denken". Wiederaufnahme? Solche Beziehungen haben noch niemals beſtanden, und der Papſt hat es jederzeit entſchieden abgelehnt, auf die Moskauer Anbiederungen einzugehen. Der Stellvertreter Chriſti läßt ſich nicht bei einer Macht vertreten, deren Grundlagen der Haß und der Krieg gegen Gott, gegen Jeſus Chriſtus ſind. Das iſt ſchon mehr als einmal öffentlich ausgeſprochen worden.

Der Papſt empfing den öſterreichiſchen Bundeskanzler Dr. Schober, der für die wiederholten Beweiſe liebevollen Verſtändniſſes dankte, die der Heilige Vater auch während der Nachkriegszeit Oeſterreich gegeben habe.

Große Ueberraſchung bereitete der Empfang des Generalſekretärs der faſchiſtiſchen Partei, Turati, durch Pius XI. Turati erſchien in der Parade-Uniform der Faſchiſtenmiliz und hatte eine anderthalbſtündige Ausſprache mit Sr. Heiligkeit. Es liegt darin ein weiteres Anzeichen, daß Muſſolini die im Konkordat begonnene Linie des Einvernehmens fortzuſetzen entſchloſſen iſt; die von geheimer, freimaureriſcher Seite ausgehenden Verſuche, ihn in Gegenſatz zum Papſte zu bringen, ſcheinen erkannt zu ſein. Die „Tribuna" weiſt offen auf Verſuche hin, die von Leuten ausgehen, die früher „viel mehr mit der Freimaurerei zu tun hatten, als mit dem Faſchismus". — Am 5. Februar erfolgte im nahen Caſtelgandolfo am Abhang der Albanerberge die Uebergabe der Villa Barbarini an die Vertreter des Heiligen Stuhles entſprechend dem Artikel 14 des Konkordats.

Kardinal Gaſparris Rücktrittsgeſuch wurde vom Papſte an ſeinem Krönungstage angenommen und Kardinal Pacelli zum Staatsſekretär ernannt. Er hat mit dieſem Tage ſein Amt angetreten. Die Politik des Heiligen Stuhles bleibt ſelbſtverſtändlich unverändert, weil ſie von feſtſtehenden Grundſätzen diktiert iſt; aber die Laſt der Arbeit iſt durch die Löſung der römiſchen Frage außerordentlich gewachſen. Daß das Anſehen und Gewicht des Papſttums heute nach Durchführung der Lateranverträge ein ganz anderes geworden iſt, kann niemand mehr leugnen.

Die Blätter wollen wiſſen, daß zum Nachfolger Kardinal Pacellis als Nuntius in Berlin der derzeitige Budapeſter Nuntius Mſgr. Orſenigo auserſehen ſei. Dieſer, ein Lombarde, hat ſeine biſchöfliche Weihe von Kardinal Gaſparri empfangen, ging 1922 als Nuntius nach Holland und wurde 1925 nach Budapeſt verſetzt. Dort wie hier hat er eine intenſive Tätigkeit entfaltet und ſich bei den Katholiken große Beliebtheit erworben.

Die New York Times hat ſich die Encyklika über die Jugenderziehung drahtlos depeſchieren laſſen, alſo insgeſamt 12 000 Worte, was die Summe von rund 5000 Mark koſtete und 14½ Stunden erforderte. Es iſt erfreulich, daß Kundgebungen des Oberhauptes der Kirche in der Weltpreſſe heute derartige Beachtung erfahren. Auch ein Zeichen der Zeit, erfreulicherweiſe einmal ein gutes!

Verſtorben iſt Biſchof Dr. Bludau von Ermland; durch den Ausgang des Weltkrieges und das Wiedererſtehen Polens wurde ſeine Diözeſe erheblich verkleinert.

Gandersheim in Braunſchweig beging die Jahrtauſendfeier der Geburt der erſten deutſchen Dichterin, der katholiſchen Ordensfrau Roswitha, durch eine Feier mit Feſtſpiel. Das Programm ließ erkennen, daß der katholiſche Charakter der Jubilarin dabei nicht zur Geltung kam. Und doch iſt Roswitha ohne denſelben unverſtändlich, ihr Bild verzerrt und der Wirklichkeit widerſprechend.

Die Einſchreibungen für den Schulbeginn in München weiſen wiederum eine Steigerung zugunſten der Konfeſſionsſchule auf 82,8 v. H. auf, obwohl Sozialdemokraten und Kommuniſten eine rege Agitation betrieben hatten.

Eine Faſchingsblüte möchte man es nennen, wenn in Wien ein Rechtsanwalt Hübl mit der Entdeckung hervortritt, Jeſus Chriſtus ſei kein anderer als der römiſche Dichter Martial, und der ſei ein Südtiroler geweſen. Das erinnert an die Entdeckung aus der Revolutionszeit, nach der das bibliſche Paradies in Norddeutſchland, an der Peine, gelegen habe!

In Fortſetzung ſeiner ſoziologiſchen Tagungen ſtellt der Verband der katholiſchen Akademiker ſeine Frühjahrszuſammenkunft unter das Leitmotiv: „Geiſt und Wirtſchaft." Die Tagung findet im Mittelpunkt des Saargebietes, in Saarbrücken ſtatt, und zwar vom 8. bis 10. März. Als Redner und Gemeinſchaftsleiter ſind hervorragende Geiſtliche und Laien gewonnen (Soiron, Kühr, Bertrams, Brauer, Mönch, Klauſener, Bornewaſſer, Getzeny uſw.). Die Wahl des Tagungsortes bedeutet eine begrüßenswerte Unterſtützung für den deutſchen Gedanken an der Saar. Die Teilnehmerkarten koſten zwei Mark und ſind von der Kanzlei des Verbandes, Köln, Altenberger Straße 14 (Poſtſcheckkonto Köln, 525 17) zu beziehen. Unterkunft und Verpflegung iſt zu beſorgen durch das Städtiſche Verkehrsamt in Saarbrücken (Dr. Ruppert). Perſonalausweis und Zollreviſion!

Katholiſche Kirchenzeitung

der Pfarre Wevelinghoven bei Neuß.

Nummer 8 Wevelinghoven, den 23. Februar 1930 4. Jahrgang

Nachdruck verboten.

Gottesdienſt-Ordnung.

Sonntag, den 23. Februar 1930.

½7 Uhr hl. Meſſe. 8 Uhr hl. Meſſe mit gemeinſchaftlicher hl. Kommunion des Müttervereins und der Frauen. Dieſe hl. Meſſe wird Gott für die Kommunionkinder aufgeopfert! 10 Uhr Hochamt. ½3 Uhr Chriſtenlehre und Andacht zu den hl. Engeln.

Wochentags.

Montag: ½7 Uhr Seelenamt für Mathias Glasmacher. 7¼ Uhr Seelenamt für Mathias Hoefler.

Dienstag: ½7 Uhr Jahrgedächtnis für die Eheleute Mathias Eſſer und Tochter Karoline. 7¼ Uhr Sechswochenamt für Andreas Helten.

Mittwoch: 7 Uhr Seelenamt für Mathias Wanſart.

Donnerstag: ½7 Uhr Jahrgedächtnis für Maria Hubertine Engels. 7¼ Uhr Hochamt für die Pfarre.

Freitag: ½7 Uhr Jahrgedächtnis für Stephan Johann Ingenleuf. 7¼ Uhr Jahrgedächtnis für Katharina und Wilhelm Thienen.

Samstag: ½7 Uhr Brautamt für Heinrich Deuß und Sibilla Höfeler. 7¼ Uhr wird im Kloſter die hl. Kommunion ausgeteilt. 9 Uhr Brautamt für Albert Simon und Anna Scheid.

◆

Vereinsnachrichten.

Jungfrauenkongregation: Dieſen Sonntag machen wir uns mal einen vergnügten Nachmittag im Saale von Colvenbach. Beginn um 5 Uhr. Zuerſt gibt es zwei ſchöne, luſtige Theaterſtücke. Dazwiſchen wird geſungen und nachher getanzt, was die Mädchen ja ſo gerne tun. Eintrittsgeld wird nicht erhoben; alſo alles iſt koſtenlos. Nun müßt Ihr aber auch alle kommen, damit der Saal voll wird.

◆

Erſtkommunion der Kinder.

Dekret Papſt Pius X.

1. Das Unterſcheidungsalter für die Beichte ſowohl als für die hl. Kommunion iſt dasjenige, in dem das Kind zu denken anfängt, d. h. ungefähr das 7. Jahr, manchmal etwas ſpäter oder auch früher. Von dieſer Zeit ab beginnt die Pflicht, beide Gebote der Beichte und der hl. Kommunion zu erfüllen.

2. Zur erſten Beichte und zur erſten hl. Kommunion iſt nicht eine vollſtändige und genaue Kenntnis der chriſtlichen Lehre erforderlich. Die Kinder müſſen aber ſpäter den ganzen Katechismus entſprechend ihrer Faſſungskraft ſtufenweiſe ſich aneignen.

3. Die Religionskenntnis, die für das Kind bei der erſten hl. Kommunion erforderlich iſt, beſteht darin, daß es die zur Seligkeit unumgänglich notwendigen Glaubensgeheimniſſe nach dem Maße ſeiner Faſſungskraft verſteht und daß es das Brot der verwandelten hl. Hoſtie von dem gewöhnlichen leiblichen Brot unterſcheidet und daß es ſo mit einer ſeinem Alter entſprechenden Andacht zum Tiſche des Herrn hintrete.

4. Die Pflicht der Kinder, zu beichten und zu kommunizieren, fällt hauptſächlich auf die zurück, die für die Kinder zu ſorgen haben, nämlich auf die Eltern, den Beichtvater, die Lehrer und den Pfarrer.

5. Einmal oder mehrmals im Jahre ſollen die Pfarrer eine gemeinſchaftliche hl. Kommunion ankündigen und veranſtalten und ſie ſollen hierzu nicht bloß die Erſtkommunikanten herzuziehen, ſondern auch diejenigen, die ſchon früher die hl. Kommunion empfangen haben.

6. Diejenigen, denen die Sorge für die Kinder obliegt, ſollen ſich alle Mühe geben, daß die Kinder nach der erſten heiligen Kommunion öfter zum Tiſche des Herrn gehen, womöglich alle Tage, wie Chriſtus ſelbſt und die Kirche es ſehnlich wünſchen, und daß die Kinder es mit der ihrem Alter entſprechenden Andacht tun.

◆

Katholizismus in Holland.

Der öſterreichiſche Jeſuitenpater Santeller erzählt im „Tiroler Anzeiger" von ſeinen Reiſeeindrücken aus Holland und weiſt auf den augenſcheinlichen Zuſammenhang zwiſchen der Durchführung der Frühkommunion und dem allgemeinen religiöſen Aufſchwung in Holland hin. Das Frühkommuniondekret Pius X. wurde in Holland ſofort buchſtäblich befolgt; das Beiſpiel der Kinder brachte aber die Erwachſenen zur häufigen hl. Kommunion. Die vorbildliche holländiſche Exerzitienbewegung wieder konnte nur auf der Grundlage der Kommunionbewegung entſtehen. Die Kinderkommunion iſt in Holland etwas Selbſtverſtändliches; um den Schulkindern die tägliche hl. Kommunion zu ermöglichen, wurde vielfach der Schulbeginn zurückverlegt. Häufig müſſen die täglich oder wöchentlich kommunizierenden Erwachſenen ermahnt werden, nicht allzu oft bei der Beichte zu erſcheinen, damit die Ueberlaſtung der Prieſter nicht zu groß wird. Die 13 Exerzitienhäuſer Hollands ſind faſt das ganze Jahr beſetzt.

In der holländiſchen Provinz Nordbrabant ſoll jeder Ort nach dem Plan eines ungenannt bleibenden Katholiken an Stelle der Bildſtöcke und Kapellen, die zur Reformationszeit zerſtört wurden, wieder ein Wegkreuz erhalten. Bereits in 11 Gemeinden wurden Kruzifixe in der Höhe von 12 Fuß aufgeſtellt.

(Schöne Zukunft Nr. 19.)

Verantwortlich für die erſte Seite das zuſtändige Pfarramt, für den übrigen Inhalt Kaplan Marx, Köln.

Seid ihrer Feſſeln eingedenk! (Schluß.)

Einſtweilen aber ſtehen wir vor der quälenden Gewißheit, daß der Mangel an wirtſchaftlichen und politiſchen Erfolgen ſich für Millionen ruſſiſcher Chriſten in einer Verſchärfung ihrer religiöſen Bedrückung auswirkt. Die kommuniſtiſche Partei Rußlands zählt nur anderthalb Millionen Mitglieder, macht alſo kaum ein Prozent der ruſſiſchen Bevölkerung aus. Aber dieſes Hundertſtel beſitzt die Maſchinengewehre und die Revolver, verfügt über die Gerichte und die Gefängniſſe, über die Schulen, Krankenhäuſer und Arbeitsſtätten, über die Brotkarte und den Wohnungszettel und endlich über den Schreckensapparat der politiſchen Polizei. Wenn es da noch etwas zu verwundern gibt, dann das, daß ſich in dieſem Lande überhaupt noch Menſchen finden, die den Mut haben, ſich zum Chriſtentum zu bekennen. Wie lange wird das aber noch möglich ſein, wenn nicht von Außen Hilfe kommt.

Die Kirche des Oſtens hat ſich bereits im neunten Jahrhundert von der Gemeinſchaft mit dem Abendland losgeriſſen. Im Jahre 1054 wurde dieſe Trennung eine endgültige. „Ich will in Konſtantinopel lieber den Turban des Propheten ſehen, als die Tiara des Papſtes“, erklärte der Großadmiral Notaras. Noch kein halbes Jahrhundert ſpäter ging ſein Wunſch in Erfüllung. Im Mai 1453 pflanzte Muhamed II. den Halbmond auf die Hagia Sophia, die Hauptkirche Konſtantinopels.

Die Trennung der griechiſchen von der römiſchen Kirche dauert bis heute an. In ſie wurden alle die Völker hineingeriſſen, die von Konſtantinopel aus das Chriſtentum empfangen hatten; unter ihnen auch die Ruſſen. Viel echte, tiefe Frömmigkeit hat ſich in dieſem öſtlichen Chriſtentum erhalten. Das haben wir noch zuletzt im Weltkriege geſehen, im Lande ſelbſt und bei den Kriegsgefangenen, die unter uns lebten. Bei einer Kataſtrophe aber, wie der jetzigen, zeigt es ſich ſo recht, was die Verbindung mit einer übernationalen kirchlichen Zentrale wert iſt. Beim Papſte in Rom, auch wenn er ſelbſt verfolgt war, haben noch immer die Verfolgten Rückhalt und Hilfe gefunden. Das letzte Beiſpiel iſt Mexiko. Wird eine nationale Kirche, wie die ruſſiſche, ſich zu demſelben Widerſtand aufraffen? Oder wird ſich hier wieder ein Stück Weltgericht vollziehen?

Wir haben in dieſer Stunde jedenfalls nur eine Pflicht, die Pflicht, zu helfen. Das arme Volk, das heute unter den erbarmungsloſen Hieben der bolſchewiſtiſchen Peitſche ſeufzt, hat keine Schuld. Es ſind unſere Brüder, mit uns durch dasſelbe Bad der Taufe gegangen, an demſelben Tiſche der heiligen Euchariſtie genährt, Schäflein Jeſu Chriſti; wenn auch in einem anderen Schafſtalle. Sie ſtehen heute vor der Wahl, endloſe und raffiniert ausgeklügelte Plackereien auf ſich zu nehmen oder zu den Gottesläugnern überzugehen. Und was der morgige Tag für ſie bringen wird, weiß noch niemand. Vielleicht ſetzt der Bolſchewismus ſeine bisherige Taktik fort, die eherne Halskrauſe Tag für Tag um ein weniges enger zu ziehen. Vielleicht aber macht ſich auch die zunehmende Nervoſität des wirtſchaftlichen Niederganges in einem neuen Ausbruch blutiger Gewalttätigkeit Luft. In dem einen, wie in dem anderen Falle dürfen wir unſere bisherige Paſſivität nicht beibehalten. Die Kommuniſten ſelbſt geben uns das beſte Beſpiel. Jedes wirkliche oder vermeintliche Unrecht, was einem der Ihrigen geſchieht, beantworten ſie mit gewaltigen Demonſtrationen in aller Herren Länder. Man erinnere ſich nur an den Sacco-Vanzetti-Sturm! In den ruſſiſchen Kerkern aber enden täglich politiſche Opfer ihr Leben unter den Schüſſen der Revolver. Zeit zum Proteſtieren iſt im einzelnen Falle ſchon deshalb nicht, weil das Urteil meiſt ſchon vollzogen iſt, ehe es außerhalb des Kerkers bekannt wird. Und oft genug war die politiſche Anklage nur der Deckmantel für den antireligiöſen Fanatismus.

Noch einmal dürfen wir dieſe armen Opfer weiter ohne Schutz laſſen? Wollen wir warten, bis ein ganzes Volk von Gott abwendig gemacht worden oder den Weg des Martyriums gegangen iſt? Wir reden nicht von Krieg oder von Gewalt. Wir fordern auch nicht auf, auf die Straße zu gehen! Aber wer kann uns hindern, in unſere Kirchen zu gehen und zu beten? Und es gibt ja auch noch andere Mittel, um den ruſſiſchen Gewalthabern den Abſcheu der Kulturmenſchheit vor ihrem Gewiſſensterror zum Bewußtſein zu bringen. Mögen den Regierungen die Hände noch gebunden ſein! Mögen unſere Finanziers bei den Sowjetleuten zu Tiſche ſitzen und Geſchäfte mit ihnen machen! Das chriſtliche Volk iſt in ſeiner Meinungsäußerung frei. Und es braucht auch keinen Befehl von oben abzuwarten. Im Gegenteil, je urſprünglicher dieſe Bewegung zur Rettung unſerer ruſſiſchen Brüder aus dem Volke ſelbſt heraus kommt, um ſo größeren Eindruck wird ſie machen.

Schaffen wir deshalb Aufklärung! Zeigen wir wenigſtens ſo viel Solidaritätsgefühl, wie die Scharen des Antichriſtes! Machen wir mit der chriſtlichen Gemeinſchaftsidee ernſt, auch wenn es nicht unmittelbar uns angeht! Zur Zeit des Krieges und in der Not der Nachkriegszeit haben wir viel leibliche Unterſtützung vom Auslande erfahren. Statten wir unſeren Dank dafür jetzt dadurch ab, daß wir einer viel größeren ſeeliſchen Not zu Hilfe eilen! Aus dem weiten Rußland hören wir den Schmerzensruf eines geknechteten Volkes: „Seid meiner Feſſeln eingedenk!“ (Kol. 4, 18) pol.

Das Chriſtushaupt

Erzählung von Franz Xaver Pieper.

Es war zu Reims im Frühjahr 1825, als, wie ein Bienenſchwarm, der einen neuen Stock bezieht, ein Heer von Arbeitern an die ehrwürdige Kathedrale heranzog, ſie von allen Punkten, die dem Fuße und der Hand einen Halt boten, auf Leitern und Knotentauen erkletterte und anfing, den ſteinernen Schmuck des herrlichen Kunſtdenkmals herunterzuſchlagen.

Die unten auf der Straße gingen, ſahen hinauf und konnten kaum ihren Augen glauben. „Heda, ihr da oben . . . ! Was ſoll das bedeuten? Unſere Kathedrale! Unſer jahrhunderte altes Heiligtum! Da muß man Proteſt einlegen. Sind nicht einmal die guten alten Heiligen mehr ſicher?“

Aber die Heiligen taten auch jetzt, was ſie im Leben getan hatten: Sie duldeten und ſchwiegen. Und nach und nach miſchten ſich einige Stimmen unter die Zuſchauer, die das Tun der Arbeiter verteidigten. „Es iſt Befehl. Aller vorſpringender Zierat muß fallen. Der Bau iſt alt und man befürchtet, daß bei dem feierlichen Einzug des Königs eine Statue oder ein Relief ſich löſen und auf das Haupt des Neugekrönten niederfallen könnte.“

Auf das hin ſchwieg das Volk und ſah zu. Es hatte nun eine Erklärung, aber es ſchien ihrer nicht allzu froh zu werden. Um die Wahrheit zu ſagen — uns hätte ſie auch nicht gefallen. Wir hätten die ſtillen, frommen Heiligen ſtehen laſſen, meine ich. Wir hätten ſo viel Vertrauen aufgebracht, ihnen eine ſolche Unfreundlichkeit gar nicht zuzumuten.

Gütiger Himmel! Was vier und fünf Jahrhunderte ausgehalten, würde wohl noch ein paar Wochen feſtſtehen, nicht wahr? War das denn nicht dieſelbe ehrwürdige Kathedrale, wo Biſchof Remigius bei der Taufe des Frankenkönigs Chlodwig die kraftvollen Worte geſprochen hatte: „Beuge dein Haupt, ſtolzer Sigamberer, bete an, was du verbrannt, verbrenne, was du angebetet haſt!“ — Wo blieb die heilige Macht dieſes Glaubens?

Indeſſen nahm das Zerſtörungswerk ſeinen Fortgang. Das Herz konnte einem bluten, wenn man den grauſamen Hammer wüten ſah. Und es war, als ob die ſchönen, ſtillen Denkmäler vergangener Jahrhunderte gar nicht begreifen wollten, daß man ihnen ernſthaft ans Leben ging. Sie klammerten ſich ſtandhaft

---

Samenkörner

Von Joſeph Sommer.

Der Frühling, die Zeit der Ausſaat iſt da. Fröhliches Schaffen, geheimnisvolles Keimen auf Wieſengrund und Ackerboden.

Frühling will es auch in vielen jungen Menſchenherzen werden. Es naht für ſie die Zeit der Vorbereitung auf die feierliche erſte heilige Kommunion.

Das iſt die Zeit der Ausſaat für ein ganzes Menſchenleben. Es gibt Mütter, für die iſt die erſte heilige Kommunion ihres Kindes nur eine Art Kirmes, mehr weltliches Feſt. Neue Kleider, Hausputz, Anſtrich und Feſteſſen, mit dem Kinde vor der ganzen Verwandtſchaft zu glänzen, darauf geht ihr Sinnen und Trachten Wochen und Monate ſchon vorher aus. An die Rüſtung der Seele denken ſie nicht. Darüber vergeht der ſchöne Frühling im Leben ihres Kindes. Und doch iſt keine Zeit im Leben des Menſchen ſo keimkräftig wie die vor der erſten heiligen Kommunion.

Maienzeit im Leben des Kindes iſt die Vorbereitung auf die erſte heilige Kommunion. Nie iſt der Boden aufnahmefähiger, nie ſein Herz williger. Da heißt es, guten Samen ſtreuen, Unkraut roden. In dieſer Zeit tut ein Hinweis auf den kleinen Heiland in der Krippe oder den „Mann der Schmerzen“ am Kreuz oder auf die liebe Gottesmutter bei den Kindern oft rechte Wunder. „Kind, tu es dem Heiland zu lieb!“ Sag einmal ſtill für dich: „Mein Jeſus, dir zulieb!“, wenn dir etwas ſchwer fällt. Sollſt ſehen, das Aufſtehen am Morgen und jede andere Ueberwindung wird dir leichter“. Wie dankbar nehmen Kinder dieſe kleinen Anregungen auf!

Mächtiger, wirkſamer allerdings als die hinreißendſte Rede iſt noch immer die Macht der Perſönlichkeit. Darum betrachten rechte Eltern die kommenden Wochen als eine Zeit heiliger Einkehr und beſonderer Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt und das eigene Verhalten.

Gott Dank kann man es noch oft erfahren, unſere Kinder ſind opferfreudig, wenn ſie ſehen, wie der Vater kein Weichling iſt und auch die Mutter ſich zuweilen einen Verzicht, ein Opfer vor ihren Kindern auferlegt. Es läßt ſich der Held im Kinde ſo leicht wecken, nur müſſen wir den Mut haben, ihnen voraufzugehen. Eine Mutter, die ſelbſt vergnügungsſüchtig und leichtfertig iſt, ein Vater, der nur Anſprüche an das Leben kennt, wird ſich allerdings nicht dazu aufraffen können. Aber wem am Glücke des Kindes etwas liegt, der mache nur einmal den Verſuch in Geduld, Liebe, Ausdauer und — eigenem Mitopfern! Gewaltige Aufgaben ſtellt die Zeit. Wer da wecken, leiten, retten, helfen will, der muß ſelbſt eine große, opferfreudige und opfermutige Seele mitbringen und ein ſtarkes Herz haben. So nur eignet er ſich zum Führer und Erzieher. Eltern aber, die über Opferſinn verfügen, werden anderſeits ihre helle Freude am Kinde erleben, ſie werden bald zu ihrer eignen, innigſten Befriedigung erkennen, wie die Samenkörner, die ſie in das Kindesherz ſtreuen, aufgehen und zu hundertfältiger Frucht ſich auswachſen.

Im Korn liegt eine beſondere Kraft. — Im Gartenfriedhof zu Hannover findet ſich ein merkwürdiges Grab, von rieſigen Steinwürfeln gebildet, mit einem ſtarken, eiſernen Gitter umgeben. Die mächtige Grabplatte iſt mit den Steinſtufen durch eiſerne Stangen und Bänder feſt verbunden, und auf ihrer Oberfläche ſteht die prahleriſche Inſchrift: „Dieſes auf ewig erkaufte Grab darf nie geöffnet werden.“ Und es iſt doch geöffnet worden! Nicht zwar durch Menſchenhand, aber durch ein ganz kleines, unſcheinbares Samenkorn, das ſich im Laufe der Zeiten zu einem Stämmchen, dann zu einer ſtarken Birke entwickelte, die mit unwiderſtehlicher Naturkraft ihr Gefängnis ſprengte, die 1335 Pfund ſchwere Steinplatte wegdrückte und beiſeite ſchob und, ihre Zweige in das goldene Himmelslicht ſtreckend, fröhlich weiterwächſt.

Unbedeutend mag uns das eine oder andere vorkommen, das wir vor Kindern wirken. Gelegentlich offenbart es ſeine Kraft zum Guten oder zum Böſen.

War da im letzten Sommer irgendwo in einer Arbeiterſiedlung Firmung geweſen. Der Biſchof tritt ſegnend aus der Kirche und den Kindern, die neugierig draußen zwiſchen den Großen ſtehen, zeichnet er ein Kreuzlein auf die Stirn. Scheu zieht eine Mutter ihr Kind zurück: Es ſoll kein Kreuzlein vom Biſchof erhalten. Zu ſpät! Auch ihr Kind erhält das heilige Zeichen. Monate vergehen, da kommt eines Tages die Mutter des Kindes zum Pfarrer der Kirche. „Herr Pfarrer, ich bin vor Jahren vom Glauben abgefallen, nun möchte ich wieder zurück mit meinen Kindern. Das Kreuzlein des Biſchofs hat's mir angetan. Seitdem er die Stirn meines Kindes damit bezeichnete, habe ich keine ruhige Stunde mehr.“

Da ſiehſt du die Kraft des Samens. Gott gibt ihm Leben und Wachstum. Nutz die Gelegenheit und ſtreue reichen Samen in die Seele deines Kindes!

Die Namenloſe

Holzſchnitt von F. Schrönghamer-Heimdal, Paſſau-Haidenhof.

Ich weiß nicht, wer ſie iſt, aber ich ſehe ſie jeden Sonntag, wenn ich zur Kirche gehe.

Ich kenne ihren Namen nicht, aber ſie erinnert mich an meine Mutter.

Mit heiliger, freudiger Ehrfurcht folge ich ihr ſtets auf dem belebten Kirchenweg. Autos tuten, Krafträder knattern, Wandervögel wandern. Schallplatten ſchmettern aus den Fenſtern der Vorſtadthäuſer. Bubiköpfe und Bembergſeide, nackte Arme, pralle Waden, ſchlanke Beine — es iſt, als wäre die Weiberwelt im Nachthemd auf die Straße gekommen, um den Tag des Herrn neumodenmäßig zu feiern.

Durch dieſes Tohuwabohu geht die Namenloſe gelaſſenen Schrittes, das Gebetbuch an die Bruſt gepreßt. Sie ſchaut nicht rechts und nicht links. Ihr Schwarzſeidenes raſchelt bei jedem Schritt, das Kopftuch fällt ihr in feinen Falten über den gebeugten Rücken.

Die Umwelt iſt für die Namenloſe nicht vorhanden. Aber auch ſie fällt nicht auf, trotz ihrer altmodiſchen Tracht. Sie geht ja jeden Sonntag ſo, und immer kommt ſie auf die Sekunde.

Ich gehe ſo gern hinter ihr drein. So bin ich als Büblein hinter der Mutter hergelaufen. Die Namenloſe iſt mir ein Gruß aus einer verſunkenen Welt, eine Heroldin der fernen Heimat. Stallgeruch, Stubengeruch, Herdgeruch weht hinter ihr her, und der unſagbar feine Duft eines alten birnbaumenen Bauernkaſtens, in dem bei den hochgeweihten Wachsſtöcken der hochzeitliche Myrtenkranz ruht.

Das muß ſehr lange her ſein.

Denn ihre Kinder ſind ſchon alle erwachſen und als tüchtige Dienſtleute in aller Welt zerſtreut. Nur das Jüngſte iſt daheimgeblieben bei der alten Mutter und hilft ihr, die kleine Milchwirtſchaft betreiben, ſechs Kühe, ein Kornfeld, einen Kartoffelacker da draußen am Wäldchen vor der Stadt.

Zu einer Zeit, da die Bubiköpfe ſich noch auf dem Sommernachtsfeſt vergnügten, iſt die Namenloſe ſchon aufgeſtanden, hat die Kühe gemolken und die Milch vor Tau und Tag zur Stadt gebracht, auf daß die Bubiköpfe keinen Mangel hätten. . .

Jetzt kniet die Namenloſe im Betſtuhl in der kühlen Kirche. Ich wundere mich, wie hart und knochig die aufgeriſſenen Finger ſind, wenn ſie das Kreuz macht und den Roſenkranz aus dem Kittelſack holt. Die Bubiköpfe kennen keinen Roſenkranz mehr; denn in den ſchmalen Handtäſchchen iſt gerade noch Platz für Lippenſtift und Nagelfeile.

Feierlich wie eine Trauerfahne weht das Kopftuch der Namenloſen, das einzige noch in der ganzen Kirche, inmitten der Topfhüte der Bubiköpfe.

Ein Sonnenſtrahl fällt breit durch die bunten Fenſter und ſegnet die Namenloſe, die letzte, welke Trägerin vergangenen Frauentums, verſchollener Mutterſchaft.

Seid ihrer Feſſeln eingedenk! (Schluß.)

Einſtweilen aber ſtehen wir vor der quälenden Ge-
wißheit, daß der Mangel an wirtſchaftlichen und

raffiniert ausgeklügelte Plackereien auf ſich zu nehmen
oder zu den Gottesläugnern überzugehen. Und was der

Samenkörner

Von Joſeph Sommer.

Der Frühling, die Zeit der Ausſaat iſt da. Fröhliches Schaffen, geheimnisvolles Keimen auf Wieſengrund und Ackerboden.

Geduld, Liebe, Ausdauer und — eigenem Mitopfern! Gewaltige Aufgaben ſtellt die Zeit. Wer da wecken, leiten, retten, helfen will, der muß ſelbſt eine große,

an ihre Simſe und verteidigten ihre Lage, ſo gut ſie konnten. Es war kein leichtes Stück Arbeit, ſie herunterzuholen; denn eine volle Woche verging, bis es getan war, und ſo herrlich und überreich hatten die Ahnen dieſes wundervolle Gotteshaus geziert, daß nach dem Abzug der Arbeiter die Faſſade noch immer 53 Statuen aufwies.

Da lagen nun die Gefallenen im Schutt und Staub der Straße, und das Volk ging an ihnen vorbei. Es mochten noch genug darunter ſein, die 33 Jahre früher — lebendige Köpfe hatten fallen ſehen, und das hier waren doch nur ſteinerne. Man konnte alſo immerhin von Fortſchritt ſprechen. Aber hier und da blieb einer ſtehen, grub mit dem Stock im Schutt, bückte ſich und hob einen der verſtoßenen Heiligen aus dem Staub, um ihn für ſein Haus zu retten.

So ſtand auch eine Gruppe von jungen Leuten ein Weilchen vor der mißhandelten Faſſade und tauſchte Bemerkungen aus. Es waren Studienfreunde, alle drei in jenem Alter, da man eben durch die Tore der Univerſität ins Leben hinausgetreten iſt, und wie tauſende andere waren ſie zur Krönung Karls X. nach Reims gekommen.

„Nun ſeht einmal!“ ſagte einer von ihnen, dem die Sache beſonders anzuliegen ſchien, „iſt es erlaubt, ſo etwas zu tun?“ Zugleich hob er mit ſcheuer Vorſicht einen herrlichen Chriſtuskopf aus dem Schutt und zeigte ihn den Freunden.

„Bah!“ entgegnete der zweite. „Du als künftiger Abbé ſiehſt darin natürlich eine Blasphemie, aber die üble Behandlung galt doch nur dem Material, das nicht beſchimpft werden kann. Stein iſt Stein.“ —

„Doch belebt durch den unſterblichen Schöpfergedanken“, ſagte der dritte der jungen Leute, indem er nach dem Kunſtwerk griff und es aufmerkſam beſah. „Es iſt nur erſtaunlich, daß es durch den Fall und den Hammer des Arbeiters nicht ernſtlich gelitten hat. Der Mann, der es abgenommen, muß beſonders vorſichtig zu Werke gegangen ſein. Wenn keinem von euch darum zu tun iſt, möchte ich mir den Kopf mitnehmen.“

„Schon dein Reiſeſack entſcheidet den Fall für dich, Hugo“, ſagte lachend der Juriſt; „ich wette, daß er zur Hälfte mit Oden und dramatiſchen Entwürfen angeſtopft iſt. Es findet ſich alſo Kunſt zur Kunſt.“ —

Ueber das feurige Auge des Dichters glitt ein heiteres Licht. „Zur Wahrung Eurer Anſprüche wollen wir unſere drei Namen in den Rand des Steines einritzen“, ſagte er mit ſcherzhaftem Pathos; „wenn der Herr Abbé oder Louche ſpäter einmal Verlangen nach dem Kopf tragen ſollten.“ —

„Danke, Hugo“, verwahrte ſich der Juriſt; „ich trete dir feierlich alle meine Rechte ab.“

Aber dem Dichter gefiel ſeine Idee, und ſo machte ſich abends, als ſie ermüdet und plaudernd im Zimmer ihres Gaſthofes ſaßen, der Abbé, der eine geſchickte Hand hatte, an die Gravierung, und bald konnte man mit einigem guten Willen am Rande des Bildwerkes leſen: „Hugo“, „Louche“, „Bernier“. „So, jetzt gehörſt du ihm!“ ſagte der Abbé lächelnd zu Louche, der eine drollige Grimaſſe ſchnitt. — —

Seit jenen Feſttagen waren mehr als 25 Jahre verrauſcht. Was mochte unterdeſſen aus den drei friſchen Geſellen geworden ſein, die in der alten Krönungsſtadt ſo ſante, ſo bewegte Tage verlebt hatten? Jetzt lag graue Werktagsſtimmung über den Mauern von Reims, und nur vor den Toren des Hoſpitals, das weit draußen im Frieden der ländlichen Natur lag, verſtummte der Lärm des Alltags vor der grauen Stille des Leidens.

Hier wurde vor kurzen Wochen einem Selbſtmörder aufgetan. Nie hatten die Wärterinnen den guten Abbé Bernier ſo beſtürzt geſehen als in der Stunde, da man den ſchwerverletzten Mann brachte. Zum Glück lag der Verwundete in ſo tiefer Bewußtloſigkeit, daß nicht einmal die ſchmerzende Sonde ihn zur Empfindung des Leidens wecken konnte. Tage heftigen Fiebers, wilder Delirien folgten. Dann kam die Abſpannung der Erſchöpfung, und jetzt ſchien es, als gehe der Kranke, der ein Mann in den Jahren der beſten Kraft war, langſam der Geneſung entgegen. Sie hatten ſich's ſauer werden laſſen, den Unglücklichen zu retten, aber er ſah drein wie einer, dem ein ſchlechter Dienſt erwieſen wurde. Jetzt ſaß er im Lehnſtuhl, dem er ſchon ſtundenweiſe anvertraut wurde, und ſah geſpannt dem Sonnenſtrahl nach, der auf der weißen Wand zitterte und ſich langſam, langſam voranbewegte. Noch ein weniges, ſo hatte er den ſchweren Glockenzug erreicht, und dann glitt er in die Mauer hinein wie aufgeſogen, und abendliches Düſter legte ſich in die Winkel.

„Wie mein Leben!“ murmelte der Kranke vor ſich hin und ſank in ſich zuſammen. „Vorbei, danieder!“ Plötzlich fuhr er auf. Ein Schatten vor ihm erregte ſeine Aufmerkſamkeit, eine ſchwarze Soutane, ein elaſtiſcher, beſchwingter Schritt, der vor ſeinem Stuhl innehielt, ein freudiges Grüßen im Blick, ein Lächeln wie von einem Kind.

„Wie geht's heute, Freund Louche?“

Der Kranke ſtarrt auf den Schwarzrock. Und jetzt fährt zuckend, faſt ſchmerzvoll die Erinnerung durch ſein müdes Hirn. „Der Abbé Bernier!“ wiederholte er matt.

„Und dein beſter Freund! Dein Kamerad, dein Bruder, der —“

Der Leidende wehrt bitter mit erhobener Hand. „Ich weiß, was du ſagen willſt. Die Vorwürfe kannſt du dir erſparen. Du haſt nicht erlebt, was ich erlebt. Unter dem ſicheren Dach dieſes Hauſes läßt es ſich friedlich ſchlafen. Du ſahſt nicht, wie mir alle Stützen brachen. Du haſt das Ziel, das du dir geſteckt, erreicht . . . während ich . . .“

Der Abbé hatte ſich dem Kranken gegenüber geſetzt und ließ begütigend ſeine klaren, ſanften Kinderaugen auf ihm ruhen. Von einem Ankläger hatte er wirklich nichts an ſich.

„Und noch eins,“ fuhr Louche mit geſteigerter Bitterkeit fort, „noch eins iſt's, das uns unterſcheidet. Du haſt ein Heim, lebſt wie in einer großen Familie, biſt verehrt, vergöttert von den Kranken und — mehr als das — geliebt. Glaube nicht, daß ich dich bedaure, wenn du deine Nächte an Sterbebetten durchwachſt und am Morgen blaß und übernächtig — aber glücklich, glücklich — deine müden Glieder durch die Säle ſchleppſt, im Bewußtſein, der Menſchheit zu nutzen. Ich ſpreche nicht von Hugo, der der Abgott der Nation geworden iſt. Ich habe den Bogen nie ſo hoch geſpannt. Aber warum mußte gerade ich ſo elend werden? Sag ſelbſt, Abbé! Wem bin ich nötig? Wer denkt meiner? Wer ſucht und erwartet mich, wie man dich begehrt und erwartet?“

„Wer?“ — rief der Abbé aufſpringend, in tiefer Bewegung. „Du fragſt noch? Du weißt nicht, wer auf dich wartet, Tag für Tag, mit offenen Armen?“ Und in heiligem Eifer ſchlug er die Flügeltüren des anſtoßenden Saales auseinander und zeigte dem Freunde mit erhobenem Arm in einem Gebüſch von Blattpflanzen das edle Haupt des Welterlöſers.

Louche ſtarrte betroffen und verwirrt auf das Kunſtwerk, als habe er eine Viſion.

Mit ſtrahlendem Lächeln kehrte Bernier zu dem Kranken zurück. In überſtrömender Bewegung preßte er deſſen Rechte in ſeinen Händen. „Erkennſt du den Kopf, und glaubſt du mir nun, daß du erwartet biſt?“

„Wie kommt die Skulptur dorthin?“ fragte Louche erſtaunt.

„Du weißt, daß Hugo davon Beſitz ergriffen. Er brachte den Kopf heim und hatte ihn bis zum Vorjahre. Eines Tages wurde er geſtohlen. Ich weiß nicht, wie das geſchah, habe aber davon gehört. Der kunſtverſtändige Dieb ſcheint aber ſeiner Erwerbung nicht recht froh geweſen zu ſein; denn eines Tages wurde das Bildwerk im Walde inmitten des Geſtrüpps gefunden, wo er es wahrſcheinlich weggeworfen hat. Bei einer öffentlichen Auktion feilgeboten, ſah es ein lieber Freund, und er erſtand es für mich, weil ich ihm einmal von unſeren Reimſer Tagen und jenem Chriſtushaupt erzählt hatte. Und ſo kam der Tröſter aller Leidenden in dieſes Haus.“

Beide Männer ſchwiegen eine Weile, wie beſtürmt von Erinnerungen. Das Auge Berniers erheiterte ſich zuerſt. „Weißt du noch, damals, als ich unſere Namen einkritzelte? Jetzt gehörſt du ihm!“ ſagte ich . . . Du wollteſt nichts davon hören. Louche, mein guter, armer Junge, willſt du mich ein zweites Mal Lügen ſtrafen?“

In der zunehmenden Dunkelheit verzitterte die Frage auf den Lippen des liebreichen Prieſters wie eine ängſtliche Bitte.

Da ſtreckte ſich ihm langſam eine abgemagerte Hand entgegen. Der Abbé zog ſie in freudiger Bewegung an ſich. „Nun, Freund, wird alles, alles gut! Neues Leben wird aus dieſem Haus der Schmerzen für dich erblühen, du wirſt lieben und geliebt werden; denn keiner hat noch das Haupt an dieſe göttliche Schulter gelehnt, der nicht dort wie ein Kind im Mutterarm Troſt für alle Leiden des Lebens gefunden hätte.“

Freude

Die Freude fliegt frohlockend durch die Luft,
hat wunderſamen, ſüßen Himmelsduft.
Drum fange flugs ein Fünklein Freude ein!
Es füllt die Seele dir mit lichtem Schein.

A. N.

Die heilige Walburga.

Auf einer Burg, nicht weit von Heidenheim, wohnte ein vornehmer Herr, deſſen Tochter auf **den Tod krank** war. Der Vater war voll tiefſtem Kummer und Schmerz, weil ſie ihm außerordentlich lieb war. Die hl. Walburga hatte dieſes erfahren, und gings abends ſpät ganz allein zu dem Schloß und begehrte Einlaß. Der Herr hatte aber viele böſe Hunde, welche bei dem Herannahen einer fremden Perſon wild auf ſie losſtürzten, ſo daß der Herr und ſeine Leute ſchnell herbeieilten, um zu wehren, daß ſie nicht zerriſſen würde. Allein Walburga blieb ganz ruhig und ſprach: „Ich ſtehe unter dem Schutze Jeſu Chriſti, ſei unbeſorgt, die Hunde können mir nichts zu Leid tun.“ Da der Herr erfuhr, daß ſie die Aebtiſſin Walburga ſei, verwunderte er ſich und nahm ſie mit aller Ehrfurcht und Höflichkeit auf, und man wollte ihr, da es ſchon Nacht war, ein Gaſtzimmer zubereiten, wo ſie ſchlafen könnte. Allein die hl. Walburga begehrte, daß man ihr das Bett in das Zimmer des kranken Mädchens mache und ſie die Nacht hindurch ganz allein bei ihm laſſen möge. Die Krankheit hatte ſich aber ſo verſchlimmert, daß ſchon der Todeskampf begonnen hatte. Die hl. Walburga wurde nun ihrem Verlangen gemäß bei der Sterbenden allein gelaſſen; ſie ſchloß die Tür zu, ging aber während der ganzen Nacht nicht zu Bett, ſondern kniete nieder und betete mit aller Anſtrengung, daß Gott nach ſeinen unendlichen Erbarmungen dem Mädchen die Geſundheit wiedergeben und nicht nur die Eltern desſelben, ſondern auch die übrigen Anwohner der Gegend durch das Wunder einer ſolchen Heilung zu lebendigem Glauben und Liebe Gottes erwecken möge.

Unterdeſſen dachten die Eltern und die Dienerſchaft voll Jammer nicht anders, als daß das Mädchen dieſe Nacht unfehlbar ſterben werde, und machten unterdeſſen ihre Zurüſtungen für den Todesfall. Allein, Gott erhörte das Gebet ſeiner frommen Dienerin Walburga. Auf einmal ſchloß ſie die Tür auf, rief die Eltern, die zu ihrem höchſten Erſtaunen die Tochter nicht tot, ſondern vollkommen geſund fanden. Mit unbeſchreiblicher Freude und Jubel dankten ſie Gott und warfen ſich der hl. Walburga zu Füßen und wollten ihr die größten Geſchenke geben. Sie nahm aber durchaus nichts an, ſondern ermahnte ſie, Gott von ganzem Herzen zu lieben und ihm zu dienen; dann entfernte ſie ſich wieder in aller Stille in ihr Kloſter.

Offenbar hat die hl. Walburga durch ihr Gebet von Gott erlangt, daß dem todkranken Mädchen wieder Leben und Geſundheit geſchenkt, den Eltern desſelben aber das tiefſte Leid in die größte Freude verwandelt wurde. Es iſt hier wahr geworden, was die Heilige Schrift ſagt: „Das Gebet des Gerechten vermag viel.“

Alban Stolz.

Sternſchnuppen.

Oft, wenn wir den ſternbedeckten Himmel betrachten, ſehen wir, daß ſich ein Sternenſtücklein loslöſt und durch den Weltenraum fliegt. Wir Menſchen wünſchen uns dann ſchnell etwas, und das ſoll dann in Erfüllung gehen. Wie es aber kommt, daß da ſo plötzlich ein Sternenſtücklein losgeht und pardautz auf die Erde fällt, darüber hat wohl noch keines von euch Kindern nachgedacht.

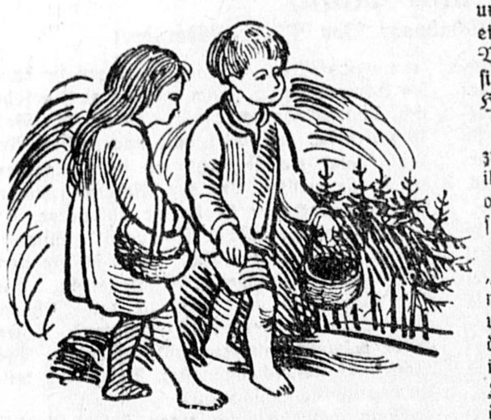
Oben in dem Himmelsraum hat ein jeder Engel ſeine beſtimmte Arbeit; die einen müſſen die Himmelslämmer waſchen und ſcheren, die andern müſſen nach der Wäſche die großen Fäſſer ausgießen. Wieder andere dienen dem Mond und andere Frau Sonne. Nun gibt es natürlich auch welche, die müſſen nur für die Sterne ſorgen. Tagsüber muß jeder Engel ſeinen Stern ganz blitzblank putzen, und kein einziges Stäubchen darf darauf zu ſehen ſein. Dabei muß ganz vorſichtig zu Werke gegangen werden, denn gar zu leicht zerbricht ein Stern.

Abends, wenn es hier auf der Erde dunkel wird, muß jeder Engel ſein Sternenlicht an **eine lange Schnur binden und dieſe dann an** einem Wolkenhorn befeſtigen. Nun gibt es oben in der Himmelskammer einen gar heimtückiſchen, boshaften Geſellen, den brummigen Sauſewind. Den mögen all die kleinen Engel gar nicht leiden, und wo ſie den ſtruppigen Kerl nur eben erhaſchen können, necken ſie ihn und zupfen ihm den langen grauen Bart. Das läßt ſich der alte Brummelbär nun nicht alles ohne weiteres gefallen. Er ſucht ſich dann auf eine beſondere Weiſe zu rächen. Am liebſten ſchleicht er ſich dann, wenn die kleinen Engel ſchlafen, auf die Wolkenhörner, rüttelt und ſchüttelt ſo lange an einem Band, woran ein Stern befeſtigt iſt, bis dieſer zerbricht und die Splitter davon in den Weltenraum fliegen. Am andern Tag bekommen die kleinen Engel dann mächtige Schelte, weil ſie nicht gut auf ihren Stern geachtet haben. Das iſt dem Sauſewind nun gerade recht.

So kommt es alſo, daß die Sternenſplitter durch den Weltenraum fliegen und auf die Erde zukommen. Die Menſchen nennen das Sternſchnuppen.

Maria Ramacher.

Die Zwillingsgeſchwiſter.



Ein kleines, frommes Mädchen hatte einen Zwillingsbruder; der aber war voll Unarten. Da gab eines Tages ihre Mutter jedem einen Laib Brot, ein Stück Käſe und drei funkelnagelneue Pfennige und ſagte, ſie ſollten beide in den Wald Erdbeeren brechen gehen. Das taten ſie auch, und wie ſie in den Wald kamen, ging eines hierhin, das andere dorthin, um Erdbeeren zu ſuchen. So verloren ſie endlich, wie ſie immer tiefer in das Dunkel kamen, einander aus den Augen.

Auf einmal begegnete dem Mädchen ein eisgraues Mütterlein. „Ei, Kleine, wo gehſt du hin?“ — „Erdbeeren pflücken!“ — „Und was haſt du denn da?“ — „Einen Laib Brot, ein Stück Käſe und drei Pfennige.“ — Sieh! wie alt und arm ich bin, willſt du mir wohl was davon ſchenken?“ — „Freilich“, erwiderte die Kleine, und teilte den Laib Brot und das Stück Käſe mit der alten Frau und gab ihr überdies noch zwei Pfennige.

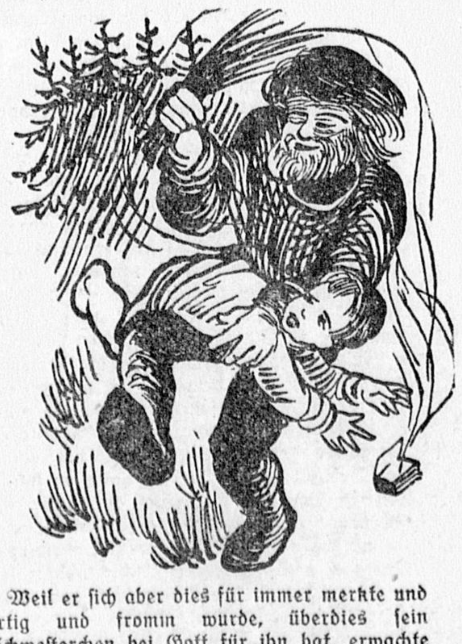
Da war die liebe Frau ſehr erfreut und ſprach: „Schau, weil du mir das gegeben haſt, ſo will ich dir auch was geben. Da haſt du ein buntes Schächtelchen; mußt es aber ja nicht eher aufmachen, als bis du nach Hauſe kommſt. Dann breite fein ſäuberlich ein friſch gewaſchenes weißes Tuch über den Tiſch aus und ſtelle das Schächtelchen darauf und mache es auf!“

Das Mädchen bedankte ſich dafür, und die Frau ging von dannen.

In Hui war die Kleine zu Hauſe und tat, wie ihr befohlen wurde; und als ſie den Deckel hob, ſchwebten drei wunderſchöne Engel mit goldenen Krauſelocken, blitzblauen Augen und ſchneeweißen Flügeln heraus, ſetzten ihr einen friſchen Kranz von Veilchen, Roſen und Vergißmeinnicht auf das Haupt und führten ſie über eine ſchöne Regenbogenbrücke in den Himmel.

Ihr Bruder aber war noch im Walde, und zu ihm kam ein ſteinalter Greis. Der fragte ihn, wo er hingehe, was er bei ſich habe und ob er ihm nichts davon ſchenken wolle, weil er ſo arm und alt wäre.

Der kleine Geizhals hingegen erwiderte: „Nein, ich gebe dir nichts, brauche alles für mich ſelbſt.“ — Da ward der Greis erzürnt und ſprach: „Siehe, ich brauche nichts, da haſt du aber von mir was!“ Und da ſchenkte er ihm auch ein Schächtelchen, und der unartige Knabe dankte nicht, ſondern machte neugierig den Deckel auf: — o weh! — da ſtieg ein abſcheulicher Pelzmann heraus, der hatte eine eingewäſſerte Birkenrute in der Hand und nahm den Knaben beim Flachs und ſchlug ihn, daß er jämmerlich weinte.



Weil er ſich aber dies für immer merkte und artig und fromm wurde, überdies ſein Schweſterchen bei Gott für ihn bat, erwachte er eines Morgens vom Schlafe, und wie er ſich umſchaute, ſah er ſeine Schweſter und ſtand mitten im goldenen Himmelsſaale.

Franz Ziska. Bilder von E. Thiesbürger.

Rutſch und Ritſch.

Geſchichte von einem Schneeſchuhpaar. Von Müller-Rüdersdorf

Rutſch war ein Schneeſchuh, Ritſch auch. Und beide waren ſie Brüder, Zwillingsbrüder ſogar. Aeußerlich zum Verwechſeln ähnlich, beſaßen ſie auch die gleiche Begabung, hatten ſie denſelben Beruf erwählt. Schnelläufer, Forſcher im Winterlande wollten ſie werden. Und darum traten ſie zuſammen in die Lehre. Darum bildeten ſie ſich gemeinſchaftlich in ihrem Berufe aus. Wie es ſein muß bei zwei rechten Brüdern, die das gleiche Ziel haben. Waren friſche, forſche, ſchneidige Kerle beide. Schön ſchlank gewachſen waren ſie, gehörig in die Länge geſchoſſen. Als ein Rieſenpaar beſtaunte man ſie.

Die Lehrzeit der beiden blonden Schneeſchuhbrüder begann. Tüchtig Neuſchnee war gefallen, als ſie ſich ans Ueben machten. Der hüllte blitzweiß, diamantenfunkelnd alle Wieſen, Felder, Wege, alle Kuppen und Hänge des Berglandes ein. Bedeckte ſie drei Fuß hoch beinahe Und an den Stellen, wo Fegemeiſter Wind den Schnee zuſammengekehrt—in Felsrinnen, Einſattlungen und Schründen — lag er gar zwei- und dreimal ſo hoch. Und ſchön weich, ſchön gleichmäßig hatte er die bucklige Weite gemacht.

„Das prächtigſte Schiwetter!" meinte der Mann, dem die beiden Schneeſchuhe — nach fremder Sprache auch vornehm Schier geheißen — zum Eindrillen übergeben waren.

Und er ſtapfte hinaus auf ein ſanft abfallendes Uebungsgelände, ſchnallte ſich die Schneeſchuhe unter die Füße — den einen unter den linken, den andern unter den rechten Fuß — und ſauſte mit ihnen los. Gleich gehörig in Schwung wollte er die beiden langen Lehrburſchen bringen. Er vertraute auf ihre brüderliche Einigkeit. Meinte, ſie würden ſich gegenſeitig helfen, fördern. Glaubte auch, ſie wären geſchickt genug, um ſich ſpielend leicht einzulaufen. Aber da hatte er ſich verrechnet. Von dem Augenblick an, da die beiden Brüder ernſt ans Werk gehen mußten, war es mit ihrer geſchwiſterlichen Einigkeit vorbei. Und auch von beſonderer Geſchicklichkeit ließen ſie nichts ſpüren. Gebärdeten ſich ganz als ein paar hölzerne, ſtockſteife Kerle.

In dem Glauben, ſie ſollten einen Wettkampf ausfechten, ſollten zeigen, wer von ihnen der Tüchtigere, Mutigere, Schnellere ſei, tobten ſie dahin. Ohne aufeinander Rückſicht zu nehmen, nur von dem Wunſch getrieben, einer den andern in Gangart und Eile zu übertrumpfen, tollten, rutſchten, ſprangen ſie durch die Schneebahn. Schlimm ſah das aus, gefährlich. Und zu komiſch gebärdeten ſie ſich. Bald torkelten ſie nach links, bald nach rechts. Nur dahin gelangten ſie nicht, wo ſie hin ſollten, wo ſie hin wollten. Und der Mißerfolg machte ſie unruhig, machte ſie immer unſicherer.

„Biſt ein ſchrecklicher Tolpatſch!" ſchimpfte Rutſch den Bruder Ritſch. „Und du ein noch viel ärgerer!" erwiderte Ritſch zornig. Und beide knirſchten gar laut mit den Zähnen. Bald ganz in Verwirrung geratend, ließen ſie es beim Geſchimpfe nicht bewenden. Bös packten ſie ſich, ſchubſten ſich, ſtießen ſich teilten gegenſeitig Schläge aus.

„Nein, daß ich ſolch einen üblen Bruder habe, der ein Trottel iſt!" jammerte Ritſch. „O weh, mit ſolchen Bruder Stolprian zuſammen gehen zu müſſen!" klagte Rutſch. Und ſchon prügelten ſie ſich wieder.

Rutſch hatte ſeinem Bruder Ritſch eine lange, tiefe Schramme in die blanke Haut gekratzt. Die ſchmerzte den eitlen Lehrjungen mächtig. Und wie wild drang er darum auf den Zwillingsbruder ein. Hart faßten ſich beide, klammerten ſich ineinander. Und ſchwupp, purzelten ſie kopfüber in den tiefen Schnee. Blieben darin ſtecken. Kamen lange Zeit nicht voneinander los. Erſt ihr Leiter mußte ſie aus der ſchmerzlichen Lage — die zu komiſch, zu lächerlich wirkte — befreien. Erſt mußte er ſich allerdings ſelber aus dem tiefen Schnee herauskrabbeln. Denn ſie hatten ihn mitgeriſſen. Wie ein drolliger Schneemann, über und über mit Schnee gepolſtert, ſah er aus.

Und er war ärgerlich auf die Zankbrüder, die törichten, tobenden Lehrjungen. Gehörig ſetzte er ihnen jetzt den Kopf zurecht.

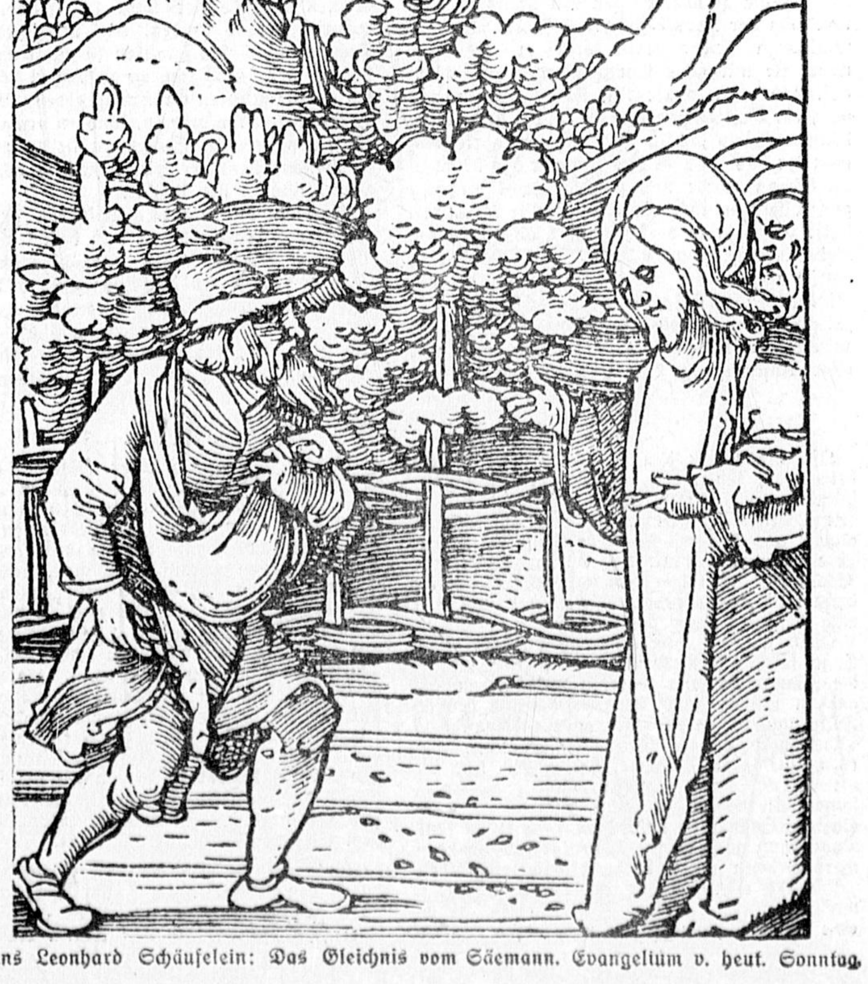
Und das half. Vor allem aber kurierte der Sturz die beiden. Die Beulen und Schrammen, die ſie davongetragen, ſchmerzten nicht wenig.

Viel ruhiger, vorſichtiger geworden, ſetzten Rutſch und Ritſch ihre weiteren Uebungen fort. Sorgſam glitten ſie dahin, friedlich nebeneinander. Und ganz verſöhnt, ganz einig ſtrebten ſie vorwärts, ſo einig, wie ſie in ihrer Kinderzeit ſtets geweſen. Keiner ſuchte mehr den andern zu übertrumpfen, zu beſchämen.

Und ſolche friedliche Einigkeit wirkte Wunder. Sie machte, daß ſie bald ausgezeichnete Läufer, Forſcher im Schneelande des Winters wurden.

Kinderſonntag

Nr. 8 Köln, den 23. Februar 1930 Nr. 8



Hans Leonhard Schäufelein: Das Gleichnis vom Säemann. Evangelium v. heut. Sonntag.

Sie leben vom Gegenſatz gegen die katholiſche Kirche

So lautet ein Urteil, das ein (Berliner?) proteſtantiſcher Großſtadtpfarrer über die Proteſtanten im Rheinland wiedergibt. Es heißt an der betreffenden Stelle: „Ich bekam einen Brief aus dem Rheinland. Die evangeliſche Kirche ließe ſich ganz vom Gegenſatz gegen den Katholizismus beſtimmen und leiten. Wenn das wahr wäre, ſo wäre das ein Zeichen des Untergangs. Vom Negativen zu leben, iſt unmöglich." *)

Wir möchten dem uns unbekannten Adreſſaten dieſes Briefes raten, ſich einmal einen Jahrgang der evangeliſchen Gemeindeblätter kommen zu laſſen, die vom Evangeliſchen Preſſeverband für das Rheinland herausgegeben, im Lichtweg-Verlag, Eſſen, gedruckt und unter verſchiedenen Titeln, ähnlich wie unſere Kirchenblätter, vertrieben werden. Er wird dann bald gewahr werden, in wie weitem Umfange ſein Gewährsmann Recht hat. Zur Zeit konnte man faſt keine Nummer dieſer Blätter aufſchlagen, ohne auf gehäſſige Angriffe zu ſtoßen. Und wenn man dann eine Weile die Hoffnung haben konnte, die Herren ſeien von ſelbſt oder auf guten Rat hin von dieſer Methode abgekommen, ſo ſorgen ſie neuerdings wieder gründlich dafür, daß man ſich keine übertriebene gute Meinung von ihnen bildet. In der Nummer 5 ſtellten ſie gleich vier Angriffe zuſammen auf „eine Welt, die uns immer fremder wird." Dem Fürſten Löwenſtein wird Prieſtervergötterung vorgeworfen wegen eines Artikels zum Papſtjubiläum. Der Papſt „reicht an Gottesläſterung heran", weil er dem ehemaligen bayriſchen Kronprinzen (wie übrigens auch jedem andern, der ihn darum bittet) ſeinen apoſtol. Segen, „als Unterpfand der göttlichen Gnade" ſendet. Den Empfang, den der päpſtliche Nuntius dem diplomatiſchen Korps in Rom gab, wird in eine „Geſellſchaft" umgefälſcht, die der Papſt dem König von Italien gegeben habe, und dann dem Heiland gegenüber geſtellt, der nicht wußte, wohin er ſein Haupt lege, und endlich bekommt der Berliner Biſchof eins ausgewiſcht, weil der Staat ihm ein Haus mit hundert Zimmern zur Verfügung ſtelle. „Großmannsſucht" iſt dieſe Mitteilung geſchmackvoll überſchrieben.

Nun, wenn uns daran läge, gleiches mit gleichem zu vergelten, ſo ließe ſich zu allen dieſen Punkten vielerlei ſagen. So z. B. könnte man ja fragen, ob denn früher der evangeliſche „Landesbiſchof" bei den Füchſen geſchlafen habe. Unſeres Wiſſens hat er heute noch in Doorn ein wohlgepolſtertes Neſt. Und was die hundert Zimmer des Berliner Biſchofs angeht, ſo könnten die Herren in Eſſen ſich bei gutem Willen ſehr ſchnell darüber informieren, daß das Gebäude des ehemaligen Militärkabinetts dem neuen Biſchof weder „aus den Taſchen der zu zwei-drittel evangeliſchen Steuerzahler" geſtellt iſt, noch auch der „Großmannsſucht" des Biſchofs dient. Soll es doch die Verwaltung der Diözeſe und eine Vereinszentrale für Groß-Berlin aufnehmen. Ueber die Vollmachten des katholiſchen Prieſters oder gar des Papſtes, ſoweit ſie in ihrem Amte handeln, uns mit den evangeliſchen Gemeindeblättern zu unterhalten, dürfte zwecklos ſein. Nötigenfalls aber könnte man ſtatt deſſen eine ſehr niedliche Blütenleſe veranſtalten, und zwar aus den Gemeindeblättern ſelbſt, über den Perſonenkult innerhalb des Proteſtantismus.

Unſere Leſer werden ganze Jahrgänge unſeres Blattes durchſuchen können, ehe ſie auch nur den Namen des Proteſtantismus erwähnt finden. Erſtens haben wir vor unſerer eigenen Türe genug zu kehren, und zweitens meinen wir, daß die Zeiten zu ernſt für unfruchtbare Polemik ſind. Wenn uns aber der evangeliſche Anzeiger, offenbar als Frucht ſeiner Aufklärungsmethode, die wachſende Zahl der Uebertritte zum Proteſtantismus vorhält, ſo könnten wir dieſes Mittel ja auch einmal verſuchen, und wir brauchten uns dazu noch nicht einmal auf den Standpunkt des „Kirchlichen Anzeigers" herabzulaſſen. Stoff genug liegt vor!

Die hieſige Evangeliſche Gemeinde aber wird auf die Dauer nicht daran vorbeikommen, zu ſagen, ob ſie die Methoden des ihr importierten Gemeindeblattes billigt, oder ob ſie den größeren **Wert** auf die Pflege der bisherigen guten Beziehungen zu ihren katholiſchen Mitbürgern legt. Auch deren Geduld darf man, darauf ſollte dieſer Artikel ſie vorbereiten, nicht auf eine allzu harte Probe ſtellen. In Berlin iſt jüngſt ein ſozialiſtiſcher Diſſident als Kultusminiſter „untragbar" erklärt worden, weil er einmal katholiſches Taufwaſſer erhalten hat. Glaubt man denn, für uns im Rheinland ſei eine ſolche Nadelſtichpolitik „tragbarer"? t—

---

*) Tagebuch eines Großſtadtpfarrers, Briefe an einen Freund. Berlin 1929. Furche-Verlag.

2 mal 2 = 0

Von A. Mo…

In irgendeiner Pfarre war Miſſion. „Das iſt herrlich," **erzählte Fräulein X,** „ich habe heute morgen ſchon zwei heilige Meſſen gehört. Dazu waren am Nebenaltar auch zwei — ſind vier heilige Meſſen. Ich muß ſagen, die Frau Weber empfing mich nicht allzu freundlich, ob meiner Verſpätung. Aber, du lieber Himmel, putzen kann man noch immer, und die Arbeit geht einem nicht laufen, aber ſolche Gelegenheiten kommen ſo leicht nicht wieder."

Einmal im Zuge, plaudert Fräulein X. weiter: „Uebrigens Frau Weber. Das iſt überhaupt eine ſonderbare Frau. Wenn ſie auch drei Kinderchen hat, könnte ſie doch mal die kranke Frau Maurer beſuchen. 100 Tage Ablaß, habe ich ihr ſchon oft geſagt, erhält man für jeden Krankenbeſuch. Das hat man ſich doch ſchnell verdient. Ich beſuche oft abends noch Kranke. Iſt ja eigentlich keine Zeit dafür. Aber das müſſen ſie ſich ſchon gefallen laſſen. — Ich kann zu anderer Zeit nicht. Auch Frau Weyers iſt ſo eine egoiſtiſche Perſon. Sie meint, ſie habe mit ihrem eignen kranken Mann genug Arbeit. Man muß doch auch auf ſeine Seele bedacht ſein!

Und da Fräulein X. einmal bei Frau Weyers iſt, fällt ihr auch die Meinungsverſchiedenheit mit dem Roſenkranz ein: „Mein Roſenkranz, den mir eine Freundin von Rom mitbrachte, und der vom Heiligen Vater geſegnet iſt, habe ich nochmals in Kevelaer und auch bei der heiligen Miſſion noch einmal ſegnen laſſen. Er iſt auch angerührt am Gnadenbild. Jedes Ave, das ich bete, bringt mir dafür einen beſonderen Ablaß von 50 Tagen. Aber Frau Weyers iſt ſo unglaublich kurzſichtig, daß ſie noch immer an dem kleinen Glasroſenkränzchen betet, was ſie bei ihrer erſten heiligen Kommunion geſchenkt bekam. Wenn ſie mir gefolgt hätte, hätte ſie ſchon hundert Jahre Abläſſe gewonnen." —

Mancher, der das lieſt, wird mal lachen. Aber gibt es nicht wirklich ſolche Seelen? Was erlebt man nicht an Tagen, an denen der Ablaß mit einem Kirchenbeſuch verbunden iſt? — Gibt es da nicht tatſächlich übereifrige Seelen, die das Gotteshaus kaum betreten, fünf Vaterunſer eiligſt herunterbeten, fünf große Kreuze ſchlagen und dann hinauslaufen, um an der anderen Türe wieder aufs neue zu erſcheinen und das zehn- bis zwanzigmal wiederholen? —

Ich frage mich dann immer, ob unſer Herrgott dieſelbe Rechenmaſchine hat wie wir? — Sicher ſollen wir die Abläſſe der Kirche zu gewinnen trachten, aber — eine Frage: Wenn wir alles tun aus Rückſicht auf den Gewinn — wo bleibt da die Liebe, die alles verklärt und die den Heller der armen Witwe vergoldete? — Ein kleiner Akt der Demut, ein einziges andächtiges Vaterunſer iſt mehr wert, als fünf gedankenlos hintereinander gebetet. — Möglich iſt, daß 2×2 in unſeres Herrgotts Rechnung = 0 iſt!